

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 106 (2010)

Heft: 1: Alltagsglück

Artikel: Das Glück ist anderswo : autobiografische Reiseberichte von Schweizer Söldnern im Königreich beider Sizilien zwischen 1832 und 1861

Autor: Messerli, Alfred

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-118310>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Glück ist anderswo: autobiographische Reiseberichte von Schweizer Söldnern im Königreich beider Sizilien zwischen 1832 und 1861¹

Alfred Messerli

Noch in seinem hohen Alter pflegte Johann zum Stein, «wenn er von seinem Soldatenleben erzählte, oft zu sagen: «Das sind die schönsten Jahre meines Lebens gewesen, und ich hätte Italien nie verlassen sollen; [...]» (zum Stein 1907: V–VI). Und nach Johann Jakob Keller hatten sie bei ruhigem Leben in Neapel «ein Leben wie die Vögel im Hanfsamen». Das Kasernenleben war ein fideles; man war entweder beim Wachtdienst oder auf Spaziergängen und Ausflügen (Keller 1903: 21). Capri, Sorrent und Salerno erscheinen ihm als ein Paradies (ebd.: 39). Man lebte «in Saus und Braus» (anonym 1867: 68). Andere hingegen hatten sich ein Neapel, angeregt durch literarische Texte, erträumt, das sich dann als eine Illusion herausstellte: «Combien nous étions tous désillusionnés en parcourant ces rues garnies d'écorces de melons et de citrons, couvertes d'immondices, nous qui avons rêvé la Naples des poètes, délices des Romains; Naples la belle, comme la nomment Lamartine, A. Dumas et tant d'autres grands écrivains, qui, pour embellir leur texte, mêlent de la poésie à tout ce qu'ils décrivent.» (Meylan 1868: 9)

Man träumte nun, in Neapel, von der zurückgelassenen Heimat, von «silbernen Alpenspitzen», die «in Frühroth rosig erglühn», vom Morgenkonzert «des Alphorns und der Heerdenglocken», was sich auf wundersame Weise mit dem Anblick des Vesuvs im Lichte der Morgensonne mischte (anonym 1867: 72). Viele Söldner litten unter Depressionen; manche töteten sich selber oder versuchten zu desertieren, was einigen auch gelang. Andere fanden während der militärischen Kämpfe oder durch die Cholera den Tod. So war denn für Franz Hug ein Sonntag im August im Jahr 1859, der Tag seiner Entlassung, ein Festtag, «einer der grössten meines Lebens». Die Welt war ihm neu, «so schön, wie sie im Morgenlicht meiner schwer errungenen Freiheit mich grüsste.» (Hug 1909: 44)

Der vorliegende Aufsatz beruht auf elf autobiographischen Aufzeichnungen bzw. Reiseberichten ehemaliger Schweizer Söldner, die sich jeweils für mindestens vier Jahre in einem der vier Schweizerregimenter im Königreich beider Sizilien hatten engagieren lassen.² Die Texte decken die Jahre 1828 bis 1861 (mit einer grösseren und einer kleinen Zeitlücke) ab.³

Für die vorliegenden autobiographischen Texte ist der Begriff des Reiseberichtes angemessen.⁴ Die Reise selber verdankt sich, wie bei den Kaufleuten (Neutsch/Witthöft 1991), Handwerkern (Elkar 1991), Hausierern (Glass 1991) und Auswanderern (Mesenhöller 1989; Assion 1991; Schimpf-Reinhardt 1991) der wirtschaftlichen Not bzw. Krisen. Wie aber sind die vorliegenden Texte entstanden? Als Schreibmotiv gibt Melchior Hess an, «den lb. Meinen – auf deren eigenes Verlangen – eine gedrängte Schilderung meiner Schicksale und meines Lebenslaufes

zu bieten [...]» (Hess 1889: 3) Auch Hisely wurde wiederholt aufgefordert und von seinen Freunden gedrängt, seine Erlebnisse aufzuschreiben; dabei habe die «Natur» ihn stiefmütterlich mit der «Erzählungsgabe» (Hisely 1901: IX) bedacht. Franz Hug wiederum funktionalisiert seinen Text als einen «warnenden Fingerzeig vor Annahme fremder Militärdienste» (Hug 1909: 1). Für Auguste Meylan soll der Text die Erinnerung an die unmenschliche Behandlung, die sie als Soldaten erfuhren, wachhalten (Meylan 1868: 59–60). Ein Teil der autobiographischen Texte ist wohl durch Anregung Alfred Toblers entstanden oder wenigstens zur Veröffentlichung gelangt (Niederer 1901; Keller 1903; Lopacher 1912). Ein nicht unwichtiger Grund waren die negativen schweizerischen Presseberichte, die eine «Richtigstellung» provozierten. Johann zum Steins umfangreiche *Erlebnisse eines bernischen Reisläufers* (1907) reagierten auf mehrere im Jahr 1901 erschienene Zeitungsartikel «über die Teilnahme dieses [4. Schweizer-]Regiments an den Strassenkämpfen gegen die Revolutionäre in der Stadt Neapel am 15. Mai 1848», die, wenn auch von Offizieren verfasst, «unrichtige» Darstellungen «wichtige[r] Vorfälle» enthielten (zum Stein 1907: IX–X). Einem Teil der autobiographischen Erzählungen liegt ein Tagebuch zugrunde. Zum Stein etwa führte von seiner Abreise von Bern an ein Tagebuch (zum Stein 1907: X–XI), ebenso Keller (Keller 1903: 2). Und auch der Untertitel der anonym erschienenen *Bilder aus dem Soldatenleben in Neapel* (1867) verweist darauf: «Nach dem Tagebuch eines Schweizer Soldaten» (anonym 1867). Der Text Pfändlers wiederum hat die Form eines Tagebuches bewahrt (Pfändler 1984). Hisely hatte hingegen weder Tagebuch noch Notizen, sondern nur sein «schon alternde[s]» Gedächtnis zur Verfügung (Hisely 1901: IX). Die Tagebuchaufzeichnungen und Notizen erfuhren durchwegs eine retrospektive Bearbeitung; anstelle «trockene[r] Tagebuchauszüge» sollten «aus dem gegebenen Stoff frei gewählte[] Bilder[] den Leser in das Leben und Treiben des Landes» (anonym 1867: VII) einführen.

Topisch sind die Bescheidenheitsfloskeln. Hess nennt seine Lebensbeschreibung eine «schlichte Darstellung», «einfach und schmucklos» (Hess 1889: 3). Hisely spricht von einer «schlicht abgefasste[n], wahre[n] und dennoch nicht vollständige[n] Mitteilung» (Hisely 1901: IX) über seine Selbsterlebnisse. Sein Herausgeber wiederum betont die «fast photographische Trockenheit» (ebd.: XII) der Darstellung; und obwohl die «Technik der schriftsteller-mässigen Schreibweise» fehle, vermöge das «Werklein» zu fesseln «durch die Fülle des Ungewöhnlichen, welches hier einem Einzelnen vom Schicksal zu teil wurde». (Ebd.: XII) Es sei spannend wie ein «fesselnder Roman» und biete in «angenehmer Unterhaltung einen grossen Reichtum belehrenden Stoffes». (Ebd.: XIII) Andere Texte stellen eine Art von Oral History *avant la lettre* dar. So erzählte Ulrich Lopacher dem Herausgeber Alfred Tobler in ungefähr siebzig Zusammenkünften seine Erlebnisse. Da er aber kein gewandter Erzähler war, musste Tobler «manches förmlich aus ihm herausziehen». Andererseits hätten dem Manne, der nur mit Mühe schreiben könne, «ohne Tagebuch oder sonstigen Notizen all die Geschehnisse mit merkwürdiger Treue im Gedächtnisse sich erhalten» (Lopacher 1912: 4). Die

Wahrheitsversicherung findet sich auch bei dem anonymen Autor: «[A]lle Schilderungen und einzelnen Charakterzüge sind auf wirkliche Vorkommnisse und getreue Beobachtung gegründet» (anonym 1867: VI).

Der Aufsatz möchte im Folgenden darstellen, wie die einzelnen Autobiographen ihren Entschluss begründen bzw. narrativ plausibel werden lassen, wie sie den Abschied und die Reise nach Neapel und die Alltagsroutine, den täglichen Dienst, gestalten. Im Zentrum steht die sprachliche Verarbeitung der Erfahrung mit dem Fremden in der Darstellung der Bevölkerung und der religiösen Praktiken einerseits und die Erfahrung mit dem Eigenen in der Darstellung der Selbstbilder, der Sprache und des Heimwehs andererseits. Am Schluss folgen zusammenfassende Überlegungen.

Gründe für das Engagement

Melchior Hess (Jahrgang 1805) aus Stans, Kanton Nidwalden, wuchs in armen Verhältnissen auf. In den Hungerjahren 1816 und 1817 musste er für sich und seine sieben Geschwister betteln (Hess 1889: 4), später übernahm die Familie einen Bauernhof auf dem Schwarzenberg in der Schwandi (ebd.: 6). 1828 entschlossen sich er und sein jüngerer Bruder Anton, sich «in den Kriegsdienst nach Neapel anwerben zu lassen». Der Vater, dem sie erklärt hatten, so den «Geschwistern eher behülflich» sein zu können, willigte in das Unternehmen ein und ermahnte sie zum Abschied: «Seid brav und haltet euch gut; vergesst Gott und das Gebet nicht und hütet euch vor den im Soldatenleben an euch herantretenden vielfachen Gefahren und Verführungen zu leichtsinnigem Treiben; dann wird es euch gut gehen.» (Ebd.: 6–7)

Franz Hug (Jahrgang 1836) aus Lanterwil im Kanton Thurgau arbeitete, kaum der Alltagsschule entwachsen, «bei einer täglichen 14-stündigen Arbeitszeit» für «einen Hungerlohn von 65 Rp. pro Tag» (Hug 1909: 2). Nach vier Jahren und zum Appreteurgehilfen avanciert, lag sein täglicher Lohn bei einem Franken. «Durch dieses ausbeutende Fabrikleben missmutig und melancholisch gemacht» (ebd.), entschloss sich der kaum zwanzigjährige Jüngling, Dienst in Italien zu nehmen. Ulrich Lopacher (Jahrgang 1841) aus Heiden, Kanton Appenzell Ausserrhoden, musste seit dem neunten Lebensjahr arbeiten (Lopacher 1912: 3). Die Familienverhältnisse hatten sich endlich so unerträglich gestaltet, dass Lopacher sich entschloss, in neapolitanische Dienste zu treten (ebd.: 5). Friedrich Pfändler (Jahrgang 1832) aus der Gemeinde Flawil im Toggenburg, Kanton St. Gallen, wuchs in grosser Armut auf: «Von 1846 bis 1848, als ein Fünfpfünder einen Gulden kostete, waren unsere Eltern mit zwölf Kindern am Tisch, aber mit nur wenig Brot. Wir mussten traurig Hunger leiden, zum Glück gab es reichlich Obst. Unser Tagesmenu bestand am Morgen aus Kaffee und Apfelmus, am Mittag Apfelmus und Räben, dazu gesottene Erdäpfel, abends Kaffee und Apfelmus.» (Pfändler 1984: 77) Später, als Jacquardweber, hatte er «immer wenig Geld» (ebd.: 78), weshalb er

sich zwanzigjährig entschloss, auf Anraten der Brüder Büchi in Alterswil, nach Italien zum Militär zu gehen. Ein anderer junger Mann von 18 Jahren, ein Maler, war «nach einer vierteljährigen, müheseligen Wanderschaft mitten im Winter, ohne Geld, mit zerrissenen Kleidern, hungrig und frierend» in seiner Heimat angekommen. Ohne alle Unterstützung durch seine Verwandte, fand ihn ein Werber «um so bereitwilliger, in neapolitanische Dienste zu treten». (Wilberg 1891: 1) Johann Jakob Keller (Jahrgang 1824) hatte man als neujähriges Kind bei fremden Bauern verdingt, wo er das Weben lernte. Und Weben blieb sein Beruf bis in sein zwanzigstes Lebensjahr. Dabei beschlich ihn ein «unbehagliches Gefühl», wenn er im «dumpfen Webkeller bei einem elenden Weberlöhnlein für saure und dazu noch ungesunde Arbeit» über die «zerrütteten und elenden Familienverhältnisse nachsann». Und weiter: «Überall, wo ich hinschaute, sah ich nichts Gutes. Missmutig und erbittert entschloss ich mich, Kriegsdienste zu nehmen.» (Keller 1903: 5) Es war ein gewisser Konrad Haag, der schon einmal in neapolitanischen Diensten gewesen war, der ihm das Leben der Schweizer dort so schön und verlockend darstellte, dass sich Keller entschloss, den «feuchten und verhassten Webkeller mit dem sonnigen und heiter-freien Soldatenleben in Neapel zu vertauschen». (Ebd.) Kaspar Niederer (Jahrgang 1832) aus Walzenhausen (Kanton Appenzell Ausserrhoden) endlich kam mit neun Jahren unter fremde Leute, arbeitete als Spuler in einer Spinnerei und lernte mit fremder Hilfe das Seidenweben: «Der Winter 1853 auf 1854 war ausserordentlich rauh gewesen. Nur mit Widerwillen stieg ich täglich in meinen Webkeller hinunter, in dem ich vor Kälte beinahe erfror. Oft dachte ich, wenn ich nur aus dem feuchten, ungesunden und langweiligen Mauerloche herauskäme und mit einer andern Arbeit meinen Lebensunterhalt mir verschaffen könnte. Da kam der Werber Hugentobler des Weges und jodelte so schön zufrieden vor sich hin und war so lustig und aufgeräumt. Ich steckte den Kopf zum Kellerfenster hinaus und rief ihm zu: «Ihr habt doch guten Humor; ich wollte, es wäre mir auch so wohl.» Da trat er zu mir her, bückte sich zu mir herunter, stiess einen hellen Jauchzer aus, klopfte mir auf die Achsel und sagte mit lachendem Gesichte: «Gerade so wohl kann es Euch auch sein. Das hängt nur von Euch ab. Kommt nur mit mir und lasst Weben Weben sein. Was willst Du in diesem feuchten Hundeloch unten hocken und bei kleinem Lohn Andern helfen, dass sie reich werden! So bleibst Du ein geplagter armer Teufel Dein Leben lang und hast nichts von der Welt gesehen. Dummheiten! Komm mit mir nach Neapel! Da kriegst Du gleich am ersten Tag ein Handgeld von 56 Dukaten, kannst eine schöne Reise machen, fremde Leute und Städte und das Meer sehen. Und wenn Du erst wüsstest, wie schön es in Neapel ist! Es ist ein Paradiesgarten! Der Dienst ist leicht, und der Sold und das Leben könnten nicht schöner sein. Und schliesslich kann es jeder zum Offizier bringen, wenn er nur ein bisschen Grütz im Kopfe hat. Dann kannst Du ein freies Leben führen, wie der Herrgott in Holland, hast niemandem etwas darnach zu fragen. Brauchst Dich ja nur für vier Jahre zu verpflichten, und, wenn Du den Dienst hinter Dir hast, so bist Du dann froh, kannst wieder nach Hause kommen, und dann ist es immer noch früh genug, in dies Schattenloch

hinunterzukriechen und Dir Rheumatismus und ein frühes, sieches Alter an den Leib zu weben. Du weisst ja, dass jeder Weber mit 40 Jahren ein alter, <abgewerketer> Mann ist. Auf, hinaus! Ein freies Leben führen wir! Fort, komm mit! Sei kein Esel!» (Niederer 1901: 5–6)

Diese Rede des Werbers Hugentobler, die bis zu den <antikapitalistischen> Affekten in Argumentation und Bildsprache den Propagandaschriften der Befürworter des Söldnerwesens entspricht, verfehlte ihre Wirkung nicht. Nach ersten Bedenken befahl nach vier Wochen das «neapolitanische Fieber» Niederer von neuem, und am Ostermontag ging er, zusammen mit zwei anderen Kameraden, «off d'Werbi» (ebd.: 6). Nur in drei der elf Texte werden andere Gründe als materielle Not genannt: Johann zum Stein (Jahrgang 1824) aus Brienzenwyler, Kanton Bern, war, wie schon sein Vater, Schulmeister. Die Ärzte rieten ihm, eines Brustleidens wegen, ein wärmeres Klima aufzusuchen (zum Stein 1907: V). Hisely floh aus einem französischen Pensionat. Sein Motiv sah er in einem Autoritätskonflikt: «Wo junges Blut mit altem Regimente in Konflikt geraten, oder wen sonst Schule, Lehrer, oder anderweitige Vergehen drücken, der fand und suchte solchen Weg.» (Hisely 1901: 1) Und der Autor der *Bilder aus dem Soldatenleben* (1867) bezeichnet sich als «Opfer politischer Parteienwuth und zugleich des Ehr- und Geldgeizes gewisser Vorgesetzten» (anonym 1867: 1). Von ihm stammt eine aufschlussreiche Liste seiner sechzehn mitangeworbenen Kameraden. Die Reisegruppe setzte sich zusammen aus: 1. Dem «Mongolen» aus dem Kellenland, Kanton Zürich, der in eine Schlägerei verwickelt war, 2. einem Holzhacker aus Ragatz, 3. einem sanften, blassen Leinenweber aus dem Toggenburg, 4. einem Altstätter, der aus einer Anstalt ausgebrochen war, 5. einem blutjungen Exseminaristen aus dem Kanton Thurgau, 6. ihm selbst, 7. einem Spinnerbuben aus der Gegend von Winterthur, 8. einem verunglückten Schulmeister («oder vielmehr Professor») aus dem Toggenburg, 9. einem Appenzeller, 10. einem verlotterten Luzerner, der direkt dem Schuldenturm entlaufen schien, 11. einem Schneider aus dem Toggenburg, 12. einem munteren Bauernburschen aus der gleichen Gegend, 13. einem Dürrwälder aus dem Kanton St. Gallen, 14. einem alten, hinkenden Fuhrknecht aus dem Oberraar-gau, 15. einem Schiffsknecht vom Zürichsee, 16. einem jungen Berner, der wegen einer Schlägerei für ein Jahr aus seiner Heimatgemeinde verbannt worden war, und Nr. 17, über den er keine Angaben macht (anonym 1867: 22–27). Die Physiognomie dieses «Transportes» entspreche etwa der eines jeden anderen und sei zugleich «ein Spiegelbild der ganzen Regimente» (ebd.: 27).

Abschied und Reise nach Neapel

Auch wenn der Entschluss, Soldat in Neapel zu werden, feststand, war der Abschied von der Heimat ein trauriger, oft sogar ein verheimlichter. Keller verliess am 8. März 1844 Kradolf bei Sulgen, «ohne irgend Jemandem Ziel und Zweck meiner Reise verraten zu haben.» Sogar die älteste Schwester wusste nichts

von seinem Vorhaben (Keller 1903: 5). Franz Hug entfernte sich an einem Winterabend im Dezember 1854 «heimlich und ohne jeden Abschied» von seinem Elternhaus (Hug 1909: 3). Und ebenso verliess Ulrich Lopacher am 1. Februar 1860 ohne Abschied das elterliche Haus (Lopacher 1912: 5). Und heimlich oder unter falschen Angaben wurde die schweizerische Grenze überschritten und das Werbedépôt in Österreich aufgesucht. Um als Soldat angenommen zu werden, musste man zwischen 18 und 36 Jahre alt, von kräftigem Wuchs ohne irgend einen körperlichen Fehler und wenigstens fünf Fuss lang sein. In kleinen Gruppen von gegen 20 Angeworbenen ging man, unter der Führung eines Werbeunteroffiziers, nach dem Bestimmungsort. Meist ging man zu Fuss; Teile der Wegstrecke wurden im Winter mit Schlitten oder auf zwei und vierrädrigen Karren und Leiterwagen, auf Flössen, im Omnibus und im offenen Eisenbahnwagen (von Florenz nach Livorno) zurückgelegt. Die Strecke führte von Feldkirch über Bludenz, Landeck, Meran, Bozen, Trient, Riva, Mantua, Parma, Fornovo, Pisa nach Livorno, von dort mit dem Dampfboot in zwei bis drei Tagen nach Neapel (vgl. anonym 1867: 28–70; von Wilberg 1891: 2–3; Niederer 1901: 8; Hisley 1901: 4–10; Hug 1909: 6–10; Pfändler 1984: 79–80). Eine andere Strecke führte von Bern, Luzern oder Schwyz über den Gotthard nach Genua, von dort mit dem Schiff nach Neapel (vgl. Hess 1889: 7; Keller 1903: 8–11; zum Stein 1907: 3–6). Nach 1859 ging der Weg über Tirol nach Triest und von dort mit dem Schiff nach Molfetta in Calabrien (vgl. Lopacher 1912: 6–8).

In den Texten findet man über die Reise nach Neapel unterschiedlich viel berichtet. Die Diskrepanz zwischen dem Imperativ, etwas erzählen zu müssen, und der Erkenntnis, den Dingen damals nicht die nötige Aufmerksamkeit geschenkt zu haben, ist aber offensichtlich. «Denn», so schrieb Keller, «ich war eben damals noch nicht 20 Jahre alt und schaute alles etwas flüchtig an und mein einziger Gedanke war immer wieder: <Sälewie! [C'est la vie] wie gohd-'s d'r z'Neapel.> [Wie wird es dir in Neapel ergehen?]>» (Keller 1903: 9) Und da man mehr das Faktische und nicht die je eigene Beziehung zu ihm für erzählenswert hielt, konnte der Bericht auch ganz entfallen: «Eine Beschreibung über Land und Leute etc. unterlasse ich gänzlich, da darüber schon genugsam bekannt ist.» (Hisley 1901: 5–6) Denjenigen aber, die mit Neugierde sich umgeschaut hatten, werden die Grenzen der Wahrnehmung und der Möglichkeit, darüber zu erzählen, bedingt durch das fehlende (Vor-)Wissen, schmerzlich bewusst. Es blieb einem nur, «wenigstens mit offenen Augen zu sehen, was im Fluge und im Zwange der Etappen zu sehen» (anonym 1867: 29) war: «Freilich wäre mir oft lieber, Auskunft über die Merkwürdigkeiten der Gegend zu erhalten; aber darüber schweigen diese Herren [sc. Sergeanten; AM] theils aus Unkunde, theils aus Furcht, die öftere Nachfrage sei ein Vorzeichen heranschleichender Desertionsgelüste. Indessen sind die Wenigsten besonders fragsüchtig; die Meisten reisen, wie manche Engländer, à la Stockfisch, d. h. ohne Kopf.» (Ebd.)

So war die Gegend vor Meran «so ziemlich gleich wie der Rest von gestern», und da der Autor während der Fahrt «überhaupt wenig beobachten konnte, so

fiel» ihm «auch nichts auf» (ebd.: 40). Wegen eines starken Rückenwindes nach Lavis hatte er keine Neigung, «die Ortschaften bis zur Nachtstation *Trient* zu notieren». (Ebd.: 42) Von der Stadt Mantua sahen sie «so zu sagen weniger als nichts» (ebd.: 49) und von Parma «so viel als nichts; denn am andern Morgen bei Tagesanbruch, nachdem wir ausnahmsweise Kaffee gefrühstückt, wurden wir wieder hinausgeführt und unser Nachtquartier befand sich beinahe am andern Ende der Stadt». (Ebd.: 52) Und auch in Pisa hatten sie wenig Zeit, «die Stadt zu besehen, da wir vor dem Essen nicht wohl ausgehen konnten und nachher weniger durften, wollten wir nicht den Bahnzug Florenz-Livorno verspäten» (ebd.: 57).

Der Befund Axel Gotthards, Reisende des Mittelalters und der ersten Hälfte der Frühen Neuzeit interessierten «sich für Städte, nicht für Naturräume», unterwegs bewege man sich «in (nahezu) leeren Zwischenräumen, Niemandsländern, die nicht der Rede wert» seien (Gotthard 2007: 115), trifft hier, in den Reiseberichten einfacher Söldner, nicht mehr zu. Der oben zitierte anonyme Autor berichtet ausführlich über die Reise von Feldkirch nach Neapel (vgl. anonym 1867: 28–70). Auch wenn die Reiseberichte mehr von den städtischen Attraktionen angezogen sind – der schiefe Turm von Pisa kommt in vier Texten vor (anonym 1867: 57; Niederer 1901: 8; Hug 1909: 8; Pfändler 1984: 80) – werden unterwegs Kriegsschäden (anonym 1867: 42; Pfändler 1984: 80) wahrgenommen, werden Landwirtschaft und Vegetation (Hisely 1901: 5) kommentiert, und ebenso wird der Kontakt mit der italienischen Bevölkerung vermerkt (ebd.: 9, 10).

Alltagsroutine

Die Rekrutenzeit in Neapel dauerte gewöhnlich drei Monate. Danach kam man zu einem der vier Regimenter. Die Haupttätigkeit der Soldaten war der Wachdienst. Alle Staatsgebäude wie Ministerien, Zuchthäuser, Spitäler, Münzgebäude, Kunstsammlungen oder Theater mussten bewacht werden; mehrere hundert Wachposten waren über die ganze Stadt verteilt. Tagwacht war zwischen 4 und 5 Uhr (je nach Jahreszeit), um 8 Uhr gab es ein Frühstück, das aus einer Suppe mit Ochsen- oder Büffelfleisch, Kartoffeln und Gemüse bestand; jeden zweiten Tag gab es ein zweipfündiges, ungesalzenes Schwarzbrot. Einige mussten dann auf die Wache (jeden zweiten oder dritten Tag), die anderen hielten sich in den Zimmern oder im Hof der Kaserne auf. Um 12 Uhr war Appell, anschliessend gab es das Mittagessen. Es bestand aus Maccaroni mit Käse und Schafffleisch, oder aus Suppe mit Fleischbeilage. Von da an gab es nichts mehr zu essen bis zum nächsten Morgen. Wer nicht Dienst (Wache) hatte, konnte sich von 13 Uhr bis zum Betglockenläuten (im Sommer um 20 Uhr) frei in der Stadt bewegen. Nach dem Abendappell hatte man sich innerhalb der Kaserne aufzuhalten. In den heissen Sommermonaten Juni, Juli und August mussten die Soldaten von 13 bis 15 Uhr im Bett liegen. Zweimal in der Woche gab es Regimentsexerzieren. Man musste sich dabei aber nicht «überlupfen». Das Regimentsmanöver, welches jede Woche einmal auf dem Campo di Marte hätte

durchgeführt werden sollen, fiel oft aus (Niederer 1901: 11). In den Sommermonaten Mai bis August wurde jede Woche dreimal morgens batallionsweise im Meer gebadet; «jedes Batallion verfügte über vier Schwimm-Meister, die sich in einem Schiffchen auf eine Linie ausgerichtet befanden.» (Pfändler 1984: 84)

Die Strafen waren streng (vgl. Niederer 1901: 14–16; Keller 1903: 12–17; zum Stein 1907: 161–164; Hug 1909: 12–14; Pfändler 1984: 76). Durch den Dienst und die vielen neuen Dinge, die es zu sehen gab, waren die Soldaten derart in Anspruch genommen, dass ihnen die Zeit schnell verfloss: «Distrain par la vue de tant de choses nouvelles, occupé par les travaux de la vie de soldat, par l'apprentissage du métier, les jours et les semaines passaient rapidement. Je commençais à savoir démonter par principes mon fusil, à remettre la dragonne de mon sabre telle le voulaient l'ordonnance et le bon goût.» (ebd.: 20)

Das Leben in Neapel wurde schon bald als einförmig erlebt (ebd.: 33), und mit dem «ewigen Einerlei» (Keller 1903: 20) stellte sich die Langeweile ein und damit endlich die Gewissheit, vom wirklichen Leben ausgeschlossen zu sein: «A l'intérieur de la caserne, le silence le plus complet contrastait avec la vie et la joie du dehors. On entendait les ris joyeux du peuple, on voyait les feux d'artifice, dépassant les plus hauts monuments, inonder, de rayons bleus ou rouges, toute la ville. Cette joie nous rendait tristes, [...]» (Meylan 1868: 30)

Bevölkerung

Als Schweizer Söldner wurde man nicht als einzelner, sondern als formierte Masse wahrgenommen, und das hing ursächlich damit zusammen, dass man als solche den Neapolitanern auch entgegentrat. Das Verbot, eine Allianz mit den Bürgern einzugehen oder Privathäuser zu betreten, tat ein Übriges (Niederer 1901: 12). Die Sätze, die ihnen die Bürger und Bürgerinnen zuriefen oder nachschrien und die in den Reiseberichten durchwegs in direkter Rede und auf Italienisch wiedergegeben werden, sind authentisches Zitat, das isoliert und unübersetzbar für die Wahrhaftigkeit der eigenen Zeugenschaft steht. Man begegnete den Schweizern mit Zorn, mit Verachtung, bestenfalls mit Respekt, selten mit Ironie; immer aber sind es «gli Svizzeri». «Come sono matinali i Svizzeri» sollen die Mädchen und Frauen den früh ausrückenden Soldaten aus den Häusern zugerufen haben (Meylan 1868: 19). «Gli Svizzeri non cambiano la loro faccia in questo orribile tempo!» kommentierte die «bürgerliche Rotte» das Verhalten der Schweizer Truppen beim Auszug der Jesuiten aus Neapel am 11. März 1848 (zum Stein 1907: 23). «Abasso, abasso gli Svizzeri rossi! Vagabondi! Ammazzateli!» schrie die Menge am Ostermontag 1858 (Niederer 1901: 17). Ein anmassendes, ja gewalttätiges Verhalten der Schweizer einzelnen Personen gegenüber war der Grund für den Hass in der Bevölkerung (Hisely 1901: 31). Das Verhältnis zwischen den Schweizern und den Italienern eskalierte 1848, zur Zeit der Revolution und nach 1855, zur Zeit der Befreiungskriege und der Einigung Italiens. Ein altgedienter Soldat erzählte von

der Revolution vom 15. Mai, als man in den Strassen schrie: «A trois sous la viande de Suisses!» (Meylan 1868: 17)⁵

Nur mit dem neapolitanischen Subproletariat fand man ein Auskommen. Die Ärmsten profitierten vom Verkauf der übrig gebliebenen Nahrungsmittel, und sie zeigten sich dadurch erkenntlich, dass sie die betrunkenen Soldaten von der Strasse weg in irgend einen Winkel schleppten, wo sie ihren Rausch ausschlafen konnten, ohne von einem Unteroffizier oder Offizier gesehen zu werden (vgl. zum Stein 1907: 133–135).

Religion

Der Unterschied zwischen sich und den andern, den Neapolitanern, artikuliert sich besonders in der Wahrnehmung der religiösen Gebräuche. Diese fiel ambivalent aus: Einerseits war die Ablehnung der «Pfaffenherrschaft», dank derer die «Bildung des Volkes [...] auf der niedrigsten Stufe stand» (zum Stein 1907: 31), allgemein. So gab es nach Hisely keine Schulen für das Volk; «wer etwas lernen wollte, musste sich an die Geistlichen wenden». (Hisely 1901: 26) Andererseits waren die Schweizer Truppen zugleich Teil der religiösen Inszenierung (Bewachung der Altäre, Fronleichnamsprozessionen). Begegneten die Truppen auf der Strasse einem Priester mit einer Monstranz, der unterwegs war, einem Sterbenden die letzte Ölung zu erteilen, so hatte diese «Halt» und «Front» zu machen. Jeder Soldat musste sich auf das linke Knie niederlassen, das auf den Boden gestellte Gewehr mit der linken Hand halten, den Kopf entblößen; die Kopfbedeckung hatte auf dem Oberschenkel des rechten Beines zu ruhen, bis der einzelne Priester oder eine ganze Prozession zwanzig Schritt an den Truppen vorbei war (vgl. anonym 1867: 80; Hisely 1901: 25; Keller 1903: 28; zum Stein 1907: 391; Hug 1909: 35). Rückte etwa eine aufziehende Wache von Sant' Apostoli zu spät auf ihren Posten in der Villa Reale ein (über dreiviertel Stunden Wegs), so konnte sie sich «sehr oft gründlich damit entschuldigen, der <Herrgott> sei ihr unterwegs sechsmal begegnet». (anonym 1867: 80)

Für die reformierten Schweizer aber war der katholische Kultus auch ein Faszinosum, dem sie nicht selten erlagen. Ihr eigener Gottesdienst war eine schmucklose Sache. Bei gutem Wetter versammelte man sich im Hofe von S. Pietro. Der Pfarrer hielt, nach einem kurzen Gebet, eine zum Gehorsam mahnende Predigt. Gesungen wurde dabei nie, und man war allemal froh, wenn die «etwas trockene Geschichte» aus war. Niederer besuchte deshalb oft mit seinen katholischen Kameraden die Messe, denn es machte ihm Spass, «die theatralischen Bewegungen der italienischen Priester anzusehen» (Niederer 1901: 14). Nach Hisely fand der reformierte Gottesdienst in einem Pferdestall der Artillerie statt. Der Pfarrer aber verlor nach und nach seine Schafe: «Der Anschluss an die Andersgläubigen schien mir von Wert, denn was man da zu hören und zu sehen bekam, machte einen ganz andern Eindruck, als die Stimme unseres Pfarrers zwischen wiehern-

den und ausschlagenden Pferden. Welch' grossartiger Anblick von prächtigen Bildern und Menschen aller Art!» (Hisely 1901: 22)

In der katholischen Kirche ergab sich sonntags manchmal die Gelegenheit, einer der schönen «schwarzlockigen Beterinnen» ein Kniekissen, das man sich am Eingang für ein kleines Entgelt leihweise verschaffen konnte, im passenden Augenblick zu unterlegen. Mehr als ein halblautes «Gracie Signore» oder «Gracie caro mio» war dabei nicht zu erhoffen. Aber es war genug (ebd.: 23–24).

Selbstbilder

In der Rede von «unsre[r] königlich leibeigene[n] Schaar geborner Republikaner» (anonym 1867: 79) ist das politische Dilemma der Schweizer Söldner sprachlich gefasst. An anderer Stelle spricht der Verfasser von einem «Mariosettenleben[]» (ebd.: 81), von dem er sich Monate später durch Desertion retten wird. Keller hatte schon bei der Hinreise, beim Anblick des Rütli, wo «wir des Eidschwures gedachten und der Befreiung unseres Vaterlandes durch jene tapfern Männer», mit dem neapolitanischen Gedanken etwas zu kämpfen (Keller 1903: 9). Dem Zweifel über das eigene Tun begegnete man aber öfters durch Ironie oder Sarkasmus. Man wusste, dass man sein Fleisch verkauft hatte, wie «man ein Stück Vieh verkauft» (Niederer 1901: 6). Über den Attentatsversuch auf König Ferdinand am 17. Dezember 1856 schreibt Niederer: «Es war uns recht, dass es unserem Könige nichts getan hatte. Immerhin sagten wir: «Ischt der nöd do, so chönt wider en Andere!» [Ist der nicht (mehr) da, so kommt wiederum ein anderer]» (Niederer 1901: 21). Aber erst die zeitliche Distanz zwischen Niederschrift und Ereignis lässt ein kritisches Urteil zu. Zwanzig Jahre nach seinem militärischen Engagement besuchte Hisely den nun für die Öffentlichkeit zugänglichen Palast. Er ist fasziniert von den Ausmassen der Marmortreppe, «in deren Breite bequem eine halbe Kompagnie in Front aufmarschieren könnte». Und er fährt weiter:

«Die Herrlichkeit und der Luxus, welcher in den Gemächern sich entfaltete, ist so ungeheuer gross und verschwenderisch, dass man sich unwillkürlich auf den Standpunkt der despotisch behandelten Unterthanen stellt und ihren Hass gegen das Herrschergeschlecht begreifen kann, das solchen Luxus aus dem Schweisse seiner Unterthanen erstellen konnte und zu dessen Schutze fremde Söldner beriefen, die ebenfalls aus dem Marke des Volkes ihren Unterhalt fanden. Wie vielen armen Familien könnte ein erträglicheres Loos verschafft werden nur aus dem Wert eines einzigen Gegenstandes eines dieser prachtvollen Gemächer; die von Gold und Diamanten schimmernde Schaukelwiege der Könige allein repräsentirt einen Wert, um ganzen Gemeinwesen, die im Elend versinken, aus ihrer Not zu einem menschenwürdigen Dasein zu verhelfen.» (Hisely 1901: 179)

Meylan berichtet von der Zerstörung von Fresken in einer Kirche durch Söldner (vgl. Meylan 1868: 14). Ansonsten verhielten sich die Schweizer Söldner der Kunst gegenüber meist indifferent oder ablehnend. Die sozialen Voraussetzungen

für einen anderen Umgang waren nicht gegeben: «[...] mais, hélas! c'était peine perdue que de parler antiquité, art, mérite, poésie ou science, à des hommes nourris et habillés par l'État, qui touchent quatre sous tous les jours; surtout lorsqu'il faut, sur ces quatre sous, acheter fil, aiguilles, boutons, cirage, faire laver son linge et blanchir ses rebords de cols.» (Ebd., S. 20)

An den Geschicken in der Heimat, sowohl den persönlichen als auch den politischen, nahm man regen Anteil. Neuankömmlinge wurden nach Neuigkeiten aus der Heimat ausgefragt und von einer Menge umringt; Zeitungen aus der Heimat waren selten (vgl. Mylan 1868: 13, 34). Keller berichtet vom Empfang durch die zukünftigen Kameraden in der Festung Gaëta: «Das war ein Händedrücker, Grüssen, Fragen und Antworten! «Was machen meine Eltern zu Hause und meine Geschwister? Was sagen meine Schulkameraden zu meiner Neapolitanerei und was treiben sie? Wie geht's und steht's in der Schweiz, in unserem lieben Vaterlande? Hauen sie in Basel einander nicht mehr die Köpfe ein? Wie steht's mit den aargauischen Klöstern? Sind die Jesuiten nach Luzern gekommen oder nicht?» Auf all solche und noch viele andere Fragen mussten wir Rede und Antwort stehen.» (Keller 1903: 11)

Sprachliche Aspekte

Die sprachlichen Verhältnisse in Neapel waren unübersichtlich. In den Schweizer Regimentern herrschte eine «babylonische Sprachenverwirrung» (Niederer 1901: 13), da in jeder Kompanie Leute aus fast allen Schweizer Kantonen waren. Die wenigsten konnten zu Beginn ihrer Militärzeit Italienisch. Ein neues italienisches Wörterbuch wird als wertvoller Besitz vermerkt (anonym 1867: 134). In kurzer Zeit erlernten sie aber, dank der Regimentsschule (wo einige Soldaten auch ihre rudimentären Kenntnisse in Lesen und Schreiben verbessern konnten), die Fremdsprache (vgl. Wilberg 1891: 4). Viele Namen in der italienischen Sprache wurden, trotz dieser neu erworbenen Kenntnisse, der eigenen Sprache adaptiert. Der Exerzierplatz, «il campo», hiess in diesem soldatischen Idiom «der Kampf», die Nummer (matricule), die jedem Soldaten zugeteilt wurde, «'s Mattagüll». Diese sprachspielerische Neigung hat mit der regredierenden Wirkung der Institut Armee zu tun. Unter den Soldaten bediente man sich mitunter einer eigentlichen Geheimsprache, die nicht so sehr konspirativen Zwecken (mit dem Ziel der Desertion) als vielmehr der psychischen Entlastung diente. Seine Majestät, Ferdinand II., König beider Sizilien, etwa wurde «Makronenhans» genannt, die Neapolitaner hiessen «Schnafler», das Land oder die Hauptstadt nannte man «Schnafel» usw. (anonym 1867: 113–115).

Heimweh

Dem Motiv des Heimwehs oder des «Schweizerheimweh[s]» (Hug 1909: 33), wie es auch bezeichnet wird, begegnet man in jedem Text. Nach Keller wäre das Leben in Gaëta ganz recht gewesen, «wenn uns nur wegen des ewigen Einerlei nicht das Heimweh recht arg heimgesucht hätte.» (Keller 1903: 20) Viele seien diesem «geheimnissvollsten und tödtlichsten aller Seelenschmerze» (anonym 1867: 120) erlegen. Im Regiment des Franz Hug waren es in einem Jahr 56 Männer, die sich aus Lebensüberdruß oder aus Heimweh «durch Erschiessen ums Leben gebracht» (Hug 1909: 33)⁶ hätten. In der Erzählung Niederers hat sich sogar die alte Sage erhalten, nach der den Söldnern bei Todesstrafe das Singen von Kühreihen verboten war, da man fürchtete, es würde dadurch bei ihnen das tödliche Heimweh hervorgerufen: «Schweizerische Freiheits- und Alpenlieder durften wir nicht singen. Wir hatten zwar einen vierstimmigen Männerchor, den ein Appenzeller, namens Knöpfel, dirigierte; allein wir mussten nach dem Willen der Offiziere ausschliesslich Kriegslieder lernen. Zu einem fröhlichen Singen unserer heimatlichen Weisen kam es nie, nicht zu reden von unsern Jodeln und Jauchzern. Dennoch hatte ich nicht im geringsten jemals Heimweh.» (Niederer 1901: 12)⁷

Aus den zahlreichen Abhandlungen aus dem 18. Jahrhundert über Ursprung und Verlauf des «Heimwehs» oder der Nostalgie sei eine Stelle aus Johann Gottfried Ebels Schilderungen der *Gebirgsvölker der Schweiz* (1798) angeführt, die bei aller Idealisierung des Hirtenlebens zutreffende Beobachtungen enthält. Ebel fragt, ob sich eine grellere Abwechslung «des freiesten, glücklichsten Zustandes denken» lasse, als der Gebirgsbewohner erfahre, wenn er «aus seinen Gebirgen, aus seinem lustigen Heim» auf einmal in eine Kaserne gesperrt, «in alle Formen des Soldatendienstes gezwängt, und der steten Strenge pedantischer Aufseher und Zuchtmeister unterworfen» werde. Und das in einem Land, wo «Menschen, Sprache, Sitten, Lebensart, wo alles ihm fremd» sei. Er bleibe daher ohne Berührung, Anteil und Mitteilung: «Er entbehrt, was seinem Herz, seiner Phantasie theuer ist, alles, was Gewohnheit ihm zur andern Natur gemacht hat, und findet nirgend Gegenreiz oder Ersatz für den ausserordentlichen Verlust.» (Ebel 1798 I: 416)

Verlust und Rekonstruktion

In den Berichten der Söldner sind es oft die fremden Elemente, die die Sehnsucht nach der Heimat auslösen. Durch eine assoziative Verknüpfung des Glockenklanges der Carminekirche mit dem seiner Vaterstadt musste Auguste Meylan an die Berge seiner Heimat, an die dort untergehende Sonne und an den Genfersee denken (Meylan 1868: 6).

Das Gefühl des Verlustes aber muss sich dann nicht einstellen, wenn in einer gleichsam in umgekehrter Richtung verlaufenden Bewegung das Fremde dem Eigenen adaptiert wird, um ihm so alles Bedrohliche oder Verführerische zu

benehmen. In der Fremde erkennen die Söldner die Schweiz im Kleinen. Eine Geschichte von Franz Hug trägt den Titel «Die grösste Schweizerin an der Ausstellung in Palermo». Er schreibt: «Während unseres Militärdienstes in Palermo fand noch eine grosse Ausstellung in Landesprodukten und der Industrie statt. Ich besuchte nun einmal in der freien Zeit mit einigen Kameraden diese Ausstellung und traten wir hierbei in ein Schauokal ein, in welchem die grösste Schweizerin aufgestellt [sic!] war. Zu meinem grossen Erstaunen erkannte ich die grossgewachsene und korpulente Dame als meine ehemalige Schulkameradin und frühere Jungfer Schuppisser aus Henau (Kanton St. Gallen). Ich stelle mich derselben vor und hatte die grosse Freude und amüsierten wir uns einige Zeit bestens miteinander. Nach der Ausstellung nahm dieses Frauenzimmer ein Engagement nach Konstantinopel an.» (Hug 1909: 36)

Ebenso ist die Stelle über den Henker in Neapel zu verstehen, den die Schweizer Seppli nannten (vgl. Hisely 1901: 42–45). Dieser ehemalige Brigant hatte seiner Hinrichtung entgehen können, indem er bereit war, seine Kumpanen hinzurichten (was kein Einheimischer tun wollte, aus Angst vor der Rache durch die Angehörigen). Durch den beständigen Umgang mit den Schweizern und die Isolierung von der neapolitanischen Bevölkerung hatte er endlich Schweizerdeutsch gelernt, in welcher Sprache er sich «ziemlich verständlich, wenn auch nicht gerade geläufig» (ebd.: 44) auszudrücken vermochte. Der neapolitanische Henker mit schweizerischem Vornamen bzw. Spitznamen war auch ein Sinnbild, eine Art Spiegel für die Schweizer selber.

Die Erfahrungen mit dem Fremden waren Voraussetzung der Selbstkonstruktion und kulturellen Selbstdefinition als «Schweizer». «Das Fremde ist [...] ein Relations- oder Unterscheidungsbegriff zum Eigenen und [...] ohne das Eigene gar nicht denkbar und umgekehrt [...]» (Gutjahr 2002: 354) In Neapel konnte, parallel zur politischen Entwicklung in der Schweiz, die «symbolische Gemeinschaft» der Confoederatio Helvetica durch die Wahrnehmung des Fremden Realität werden. Hatte nicht Niederer geschrieben, die Soldaten hätten unter sich im Grossen und Ganzen «in fröhlicher Eintracht» gelebt? «Von konfessionellen Unterschieden war nichts zu spüren.» (Niederer 1901: 13) Mit den verbliebenen letzten fünf Rappen kaufte sich der heimgekommene Niederer noch zwei Zigarren und brummte vor sich hin: «Noll vo Null gohd uf. Schöner hett jo nütz gnötzt, as d'Sach e so genau uszrechne!» (Niederer 1901: 33)

Bibliographie

Gedruckte Quellen

- Anonym: Bilder aus dem Soldatenleben in Neapel. Nach dem Tagebuch eines Schweizertoldaten, dargestellt von Adolf Walther. Separatdruck aus den «Alpenrosen». Bern: Haller'sche Verlagsbuchhandlung, 1867.
- Ebel, Johann Gottfried: Schilderungen der Gebirgsvölker der Schweiz. 2 Bde. Leipzig: Wolfische Buchhandlung, 1798.
- Hess, Melchior: Lebensbeschreibung von M. H. von Sarnen seinen lieben Kindern und werthen Verwandten gewidmet. Sarnen: Druck Joseph Müller, 1889.

- Hisely, J. C. O.: Aus Süd und Ost. Lebens-Erinnerungen. Töss/Winterthur: Verl. U. Druck von J. Wirz, 1901.
- Hug, Franz: Eine Warnung vor fremden Militärdiensten. Fünf Jahre beim ersten Schweizer-Regiment in Neapel und Sizilien. Nach wahrheitsgetreuer Erzählung von F. H., ehemaliger Soldat und Grenadierskorporal in Neapel und Palermo, bearbeitet von Hermann Metzler, Oberleut., Zürich. Berneck: Druck Ed. Marthaler, 1909.
- Keller, Johann Jakob: Erlebnisse eines Thurgauers in neapolitanischen Diensten (1844–1850). Mitgeteilt von Alfred Tobler. Separatdruck aus den «Appenzellischen-Jahrbüchern». Trogen: Druck U. Kübler, 1903.
- Lopacher, Ulrich: U. L. s Soldatenleben 1860–1870. Mitgeteilt von Alfred Tobler. Separatdruck aus der Neuen Zürcher Zeitung. Zürich: Verlag der Neuen Zürcher Zeitung, [1912].
- Messerli, Alfred (ed.): Flausen im Kopf. Schweizer Autobiographien aus drei Jahrhunderten. Zürich: Unionsverlag, 1984.
- Meylan, Auguste: Souvenirs d'un soldat Suisse au service de Naples de 1857 à 1859. Illustré par MM. Doviane, Pocci, Peyron & Meylan. Genève: Imprimerie Vaney, rue de Rhône, 52, 1868.
- Niederer, Kaspar: Erlebnisse eines Appenzellers in neapolitanischen Diensten 1854–1859. Mitgeteilt von Alfred Tobler. Hg. Vom historischen Verein St. Gallen. St. Gallen: Fehr'sche Buchhandlung, 1901.
- Pfändler, Friedrich: F. Pf. – der letzte Söldner von Flawil. Tagebuch eines abenteuerlichen Lebens. Ed. Von Gustav Bänziger, in: Toggenburger Annalen, 11 (1984), 77–91.
- Scheuchzer, Johann Jacob: Von der Nostalgia, oder dem so genandten Heimwehe. In: Sammlung von Natur- und Medicin- wie auch hierzu gehörigen Kunst- und Literatur-Geschichten. Ans Licht gestellt von einigen Breslaurischen Medicis. Breslau: Hubert, 1718, 832–837.
- [Wilberg, Hans von]: Meine Erlebnisse als königlich-neapolitanischer Soldat zu Anfang der Sechziger-Jahre. S. I. [nach 1891].
- zum Stein, Johann: Erlebnisse eines Bernischen Reisläufers in Neapel und Sizilien 1846–1850. Nach den Aufzeichnungen von J. z. St., Soldat, Korporal und Fourier im IV. Schweizer-Regiment. Ed. von Karl Geiser. Bern: A. Francke, 1907.

Sekundärliteratur

- Assion, Peter: Das Land der Verheissung – Amerika im Horizont deutscher Auswanderer. In: Bausinger/Beyrer/Korff 1991, 123–130.
- Bausinger, Hermann; Beyrer, Klaus; Korff, Gottfried (eds.): Reisekultur. Von der Pilgerfahrt zum modernen Tourismus. München: C. H. Beck, 1991.
- Boehncke, Heiner: Bettler, Gaukler, Fahrende – Vagantenreisen. In: Bausinger/Beyrer/Korff 1991, 69–74.
- Brenner, Peter J. (ed.): Der Reisebericht. Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1989 (suhrkamp taschenbuch; 2097).
- B.[unke], S.[imon]: Heimweh. In: Bettina von Jagow, Florian Steger (eds.): Literatur und Medizin. Ein Lexikon. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2005, 333–338.
- Bunke, Simon: Heimweh. Studien zur Kultur- und Literaturgeschichte einer tödlichen Krankheit. Freiburg im Breisgau: Rombach Verl., 2009 (Rombach Wissenschaft, Reihe Litterae; 156).
- Elkar, Rainer S.: Auf der Walz – Handwerkerreisen. In: Bausinger/Beyrer/Korff 1991, 57–61.
- Ernst, Fritz (ed.): Vom Heimweh. Zürich: Fretz & Wasmuth Verl., 1949.
- Glass, Christian: Mit Gütern unterwegs – Hausierhändler im 18. und 19. Jahrhundert. In: Bausinger/Beyrer/Korff 1991, 62–69.
- Gotthard, Axel: In der Ferne. Die Wahrnehmung des Raums in der Vormoderne. Frankfurt a.M./New York: Campus Verlag, 2007.
- Groebner, Valentin: Ungestalten. Die visuelle Kultur der Gewalt im Mittelalter. München: Carl Hanser Verl., 2003.
- Gutjahr, Ortrud: Alterität und Interkulturalität: b) Neue deutsche Literatur. In: Claudia Benthien, Hans Rudolf Velten (eds.): Germanistik als Kulturwissenschaft. Eine Einführung in neue Theoriekonzepte. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt's Taschenbuch Verlag, 2002 (rowohlt's enzyklopädie; 55643), 345–369.
- Hartmann, Andreas: Reisen und Aufschreiben. In: Bausinger/Beyrer/Korff 1991, 152–159.
- Kaschuba, Wolfgang: Die Fussreise – Von der Arbeitswanderung zur bürgerlichen Bildungsbewegung. In: Bausinger/Beyrer/Korff 1991, 165–173.

- Kirchgraber, David: Depression in neapoleonischer Zeit – Schweizer in fremden Diensten. Die Heimwehkrankheit in den Memoiren des Militärchirurgen Dominique Jean Larrey. In: Toggenburger Jahrbuch (2008), 9–28.
- Mesenhöller, Peter: «Auf, ihr Brüder, lasst uns reisen fröhlich nach Amerika», Reisebericht und Reiseliteratur im Kontext der deutschen Amerikauswanderung des frühen 19. Jahrhunderts. In: Brenner 1989, 363–382.
- Messerli, Alfred: I mercenari e la donna cannone. Forme di ricezione del Meridione nelle autobiografie dei ceti subalterni elvetici (1820–1860). In: Dieter Richter, Emanuele Kanceff (eds.): La scoperta del Sud. Il Meridione – l'Italia – l'Europa. Genève: Slatkine 1994 (Bibliotheca del viaggio in Italia; 46), 143–163.
- Neutsch, Cornelius; Witthöft, Harald: Kaufleute zwischen Markt und Messe. In: Bausinger/Beyrer/Korff 1991, 75–82.
- Schimpf-Reinhardt, Hans: «Ein besseres Los zu suchen und zu finden» – Deutsche Auswanderer. In: Bausinger/Beyrer/Korff 1991, 108–114.

Anmerkungen

- ¹ Eine erste Version dieses Aufsatzes entstand als Referat an der Tagung «Il viaggio nel sud» (Amalfi, 23.–24. Juni 1989); vgl. Messerli 1994.
- ² Vgl. dazu den Artikel «Neapel» im HBL 1929 V: 237–239.
- ³ (1) Hess (geb. 1805): 1828–1832; (2) Keller (geb. 1824): 1844–1850; (3) zum Stein (geb. 1824): 1846–1850; (4) Pfändler (geb. 1832): 1852–1859; (5) Niederer (geb. 1832): 1854–1859; (6) Hug (geb. 1836): 1854–1859; (7) Hisely (geb. 183.): 1855–1859; (8) Meylan (geb.): 1857–1859; (9) Wilberg (geb. 1841): 1859–1861; (10) Lopacher (geb. 1841): 1860–1861. Der elfte Text (vgl. anonym 1867) kann wegen fehlender Zeitangaben nicht genau eingeordnet werden. Die Autobiographie von Melchior Hess ist wiederabgedruckt in Messerli 1984: 49–60, 292 (Anmerkungen); der Text von Kaspar Niederer (mit Kürzungen) ebenso, vgl. ebd.: 79–107, 294 (Anmerkungen).
- ⁴ «Der Begriff [Reisebericht, A.M.] kennzeichnet mit der gebotenen Neutralität den Sachverhalt, um den es geht: die sprachliche Darstellung authentischer Reisen.» (Brenner 1989: 9)
- ⁵ «Für drei Sous gibt's Schweizerfleisch!» Ob es sich dabei um einen Tatsachenbericht oder um einen literarischen Topos handelt, ist schwer auszumachen. Zu ähnlichen kannibalischen Vorkommnissen bzw. Behauptungen im 15. und 16. Jahrhundert im Zusammenhang mit Schweizer-söldnern vgl. Groebner 2003: 138–142, 154–157.
- ⁶ Nach Hug waren dies meist Kameraden, die schon seit wenigstens zehn Jahren Dienst geleistet hatten; vgl. Hug 1909.
- ⁷ Zur umfassendsten Untersuchung von Heimweh vgl. Bunke 2009. Darin über den Zusammenhang von Musik und Heimweh ebd.: 253–401 und Bunke 2005. Die Pathologisierung einer Gesangsform, nämlich des Kuhreihens, findet sich zum ersten Mal in der Bearbeitung des Traktates von Johannes Hofer *Dissertatio medica de Nostalgia oder Heimwehe* (1688) durch den Basler Arzt und Professor Theodor Zwinger im Jahr 1710; vgl. Bunke 2009: 254. Die Übersetzung der Stelle bei Zwinger aus dem Lateinischen durch Scheuchzer lautet: «Nemlich, wenn die neu aus der Schweiz ankommenden Recrouten den so genannten Kühe-Reihen, den die Bauren in den Schweizerischen Alpen bei ihrem Vieh zu singen und zu pfeifen pflegen, unter denen alten Troupen angestimmt, worauf diese alsbald zu dem süßen Andenken ihres Vaterlandes dergestalt erregt worden, dass sie ohne Halten in das so genannte Heimweh und zugleich in ein febrem ardentem zu verfallen begonnen, so gar, dass die Officiers öffentlich verbieten müssen, diese Weise weder mit dem Munde noch mit der Pfeife unter ernstlicher Strafe nicht mehr von sich hören zu lassen.» (Scheuchzer 1718: 834. Vgl. ebenso Ernst 1949: 85.)